

## Alltagstheorien über Schülergewalt

Nicht erst seit der Aufregung um die Rütli-Schule in Berlin-Neukölln ist die Gewalt an Schulen ein Thema in der öffentlichen Diskussion. Die Gewalt von Schülern ist auch immer wieder Gegenstand wissenschaftlicher Studien. Die Alltagstheorien von Schülern und Lehrern, die oft nicht mit wissenschaftlichen Erkenntnissen übereinstimmen, wurden dagegen kaum berücksichtigt. Diese Forschungslücke schließt Gabriele Klewin nun mit ihrer Dissertation, die aus einem größeren Projekt zur Gewalt an Schulen an der Universität Bielefeld hervorgegangen ist.

Für die vorliegende Studie wurden ausführliche Interviews mit insgesamt 18 Schülerinnen und Schülern einer Hauptschule, einer integrierten Gesamtschule und eines Gymnasiums sowie mit je zwei Lehrerinnen und Lehrern jedes der Schultypen durchgeführt. Die ausführliche Darstellung der Ergebnisse der Befragung erlaubt tiefe Einblicke in die Sichtweisen von Schülern und Lehrern. Es zeigen sich Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Bewertung von Schülergewalt. Mit ihrer Studie kann die Autorin auch ein Ergebnis bestätigen, das bereits andere Studien festgestellt hatten: Während die Lehrer vor allem die familiären Verhältnisse der gewalttätigen Schüler für deren Verhalten verantwortlich machen, sehen die Schüler hier vor allem die Suche nach Anerkennung, aber auch Freude und Spaß an der Gewaltausübung als Gründe. Die Schüler liegen mit ihrer Einschätzung näher an den sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen zu den Ursachen von Jugendgewalt als die Leh-

rer, die mit ihrer Ursachenzuschreibung an die Familie auch ein Stück eigene Verantwortung ablehnen.

Die Differenziertheit der Ergebnisse lässt sich hier leider nicht ausführlich würdigen; eine knappe Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse muss genügen. So finden sich unterschiedlich enge Verständnisse von Gewalt bei Lehrern und Schülern. Während für die Lehrer neben körperlichen Tätlichkeiten auch Beleidigungen und Ausgrenzungen zu ihrem weiten Gewaltverständnis zählen, haben die Schüler eher einen engen Gewaltbegriff, der hauptsächlich physische Gewalt umfasst. Psychische Gewalt wird zwar wahrgenommen, auch in ihren Auswirkungen auf die Opfer, aber nicht als Gewalt gewertet. „Es zeigt sich jedoch auch bei den Äußerungen der GesamtschülerInnen, dass verbale Attacken dennoch als belastend angesehen werden. Die Folgen werden teilweise für gravierender gehalten als die physische Gewalt, dennoch fallen diese Handlungen für die SchülerInnen nicht unter den Begriff Gewalt. Hier findet sich eine Parallele zu den Aussagen der HauptschülerInnen, bei denen ebenfalls einerseits die negativen Auswirkungen verbaler Angriffe beschrieben werden, andererseits aber betont wird, dabei handele es sich nicht um Gewalt“ (S. 145). Das ist auch bei den Gymnasiasten nicht anders, mit einer Ausnahme: Die weiblichen Schüler fassen hier auch psychische Gewalt unter dem Gewaltbegriff. In den Gesprächen mit den Schülerinnen und Schülern sowie Lehrerinnen und Lehrern werden auch die Grenzbereiche von Gewaltsituationen thematisiert. „Sowohl bei psychischer

als auch bei physischer Gewalt gibt es Handlungen, die von den LehrerInnen nicht als Gewalt bezeichnet werden. Hierzu gehören Spaßkämpfe, die keine Verletzungen zur Folge haben und nicht in böser Absicht ausgeübt werden. Der Umgangston zwischen den SchülerInnen fällt ebenfalls nicht unter Gewalt, der Übergang zur verbalen Gewalt ist jedoch fließend und wird nach Ansicht der Lehrkräfte von den SchülerInnen nicht immer bemerkt“ (S. 199). Aus den Ergebnissen folgert die Autorin, dass es sich bei der Definition von Gewalt quer durch alle Schultypen „um eine allgemeine Kennzeichnung handelt, die sich nicht direkt auf die im Schulalltag vorfindliche Situation beziehen muss“ (S. 200), da an den verschiedenen Schultypen unterschiedlich häufig gewalttätige Handlungen vorkommen.

Schülerinnen und Schüler, die an Gewalthandlungen beteiligt sind, lassen sich aus Sicht der Lehrer in drei Gruppen einteilen: in „Nur-Opfer“, in „Täter-Opfer“ und in „Täter“. Die „Nur-Opfer“ haben eines gemeinsam: Sie sind körperlich kleiner und schwächer als die anderen. Die „Täter-Opfer“ agieren häufig in einer Gruppe von Gleichgesinnten. Die „Täter“ können das gesamte Klassengefüge beeinflussen, da sich unbeteiligte Schüler „nicht auf die Seite der Opfer stellen, sondern froh sind, selber nicht betroffen zu sein und den Täter/ die Täterin indirekt unterstützen“ (S. 202). Für die Schülerinnen und Schüler ist diese Einteilung nicht so klar, sie haben, kurz gesagt, ein differenziertes Bild von Opfern und Tätern. Sie beschreiben Opfer und Täter unterschiedlich: „Als Anlass für Angriffe können Äußer-

lichkeiten, wie fehlende Markenkleidung, dienen. Opfer können aber auch körperlich schwächere SchülerInnen sein oder solche, die sich nicht gegen die Angriffe zur Wehr setzen und deshalb wiederholt angegriffen werden. SchülerInnen können aber auch zufällig zum Opfer werden, wenn TäterInnen lediglich einen Vorwand dafür suchen, sich zu streiten und jemand dafür geeignet scheint“ (S. 205). Neben dem Motiv des „Sich-streiten-Wollen“ gibt es auch das Motiv des „Sich-beweisen-Wollen“. Für die Täter spielt die Selbstinszenierung durch Gewalthandlungen offenbar eine wichtige Rolle. Die Ergebnisse der Studie von Klewin zeigen, dass es zwar ein weitgehend gemeinsames Verständnis von Gewalt bei Schülern und Lehrern gibt, Letztere aber nur wenig Einblick in die Vielfaltigkeit der Motive von Tätern und die Ursachen des Opferstatus von Schülern haben.

Während die Schüler kaum auf Gewaltprävention und -intervention eingehen, betonen die Lehrer vor allem die begrenzte Reichweite und die Schwierigkeiten, die damit verbunden sind. Allerdings stellen die Schüler der Gesamtschule fest, „dass gemeinsame Aktivitäten den Zusammenhalt fördern und helfen, Gewalthandlungen zumindest abzumildern“ (S. 209). Die Autorin zeigt entsprechend auch Wege auf, wie der Gewalt an Schulen begegnet werden kann. So muss versucht werden, das Selbstbewusstsein von Opfern zu stärken, den Tätern müssen andere Wege zu einer sozialen Anerkennung aufgezeigt werden als Gewalthandlungen. Außerdem muss verhindert werden, dass manche Schüler zu Opfern werden, auch

wenn es für Lehrer schwierig ist, erste Anzeichen wie sozialen Rückzug entsprechend zu deuten. Schließlich müssen auch die unbeteiligten Schüler eingebunden werden, um ein positiv gestimmtes soziales Gefüge an den Schulen zu etablieren. Die Studie von Klewin bietet einen tiefen Einblick, nicht nur in die Interaktionsverhältnisse der Schüler an den drei untersuchten Schultypen, sondern auch in die teilweise mangelnde Interaktion zwischen Lehrern und Schülern. Die breite Darstellung der Interviews ermöglicht dem Leser, die Vielfaltigkeit der Ursachen- und Motivkomplexe für Schüलगewalt nachzuvollziehen. Auffallend ist dabei, dass Medien und mediale Gewaltdarstellungen als Ursache für Gewalthandlungen nicht erwähnt werden. Sie scheinen in der Alltagswelt der Schulen keine große Rolle zu spielen – zumindest in den Schulen, an denen die vorliegende Untersuchung durchgeführt wurde. Wer einen Einblick in das Gewaltverständnis von Schülern und Lehrern bekommen möchte, sollte zu diesem Buch greifen.

Lothar Mikos



**Gabriele Klewin:**  
*Alltagstheorien über Schüलगewalt. Perspektiven von LehrerInnen und SchülerInnen.* Wiesbaden 2006: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 233 Seiten mit Abb. und Tab., 34,90 Euro